



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

straße nach links ein. Niels betrachtet sie zerstreut, und zwar mit einer unbehaglichen Erinnerung — was war es doch? — Ach ja, denkt er, auf der Kleinen-Belt-Fähre, als er sich ihr wirklich einmal hatte nähern wollen, da war es gewesen, daß die Dame mit ihrem Handkoffer dazwischen getreten war; es war recht ärgerlich gewesen — aber warum stehe ich da und denke an das?

Er geht hinaus, der Charabanc von Rüdsten hält draußen. Wie kommt denn das? Sie können ihn doch nicht jetzt mit diesem späten Nachmittagszug erwartet haben; er pflegte doch sonst immer mit dem vorhergehenden anzukommen.

Der Kutscher Per grüßt mit der Peitsche und sagt einigermaßen verwundert: Sind Sie auch da, Herr Olambak? Ja, es ist ja auch für Sie noch Platz genug da — aber das Fräulein, ist nicht ein Fräulein mitgekommen?

Fräulein mitgekommen? fragt Niels und legt seinen Koffer in den Wagen, aber da kommt plötzlich Leben in Per. Halten Sie die Pferde! ruft er, fliegt wie der Wind vom Bock herunter und nähert sich, die Mütze in der Hand, jemand, der hinter Niels zum Vorschein gekommen sein muß; dieser wendet sich um und —

Himmel! Meere und Erde und aller Geschöpfe Gewimmel! — nur Shakespearische Sprache kann hier genügen —

Da steht sie! Sie selbst!

Weißglühendes Eisen anrühren, soll, wie es heißt, dasselbe Gefühl erzeugen, wie wenn man Eis ansaßt. Als Macbeth Bancos Geist sah, hatte er sicher nicht anders ausgesehen als Niels jetzt, wo er die freudigste Überraschung seines Lebens empfand.

Per kehrt mit den Koffern des Fräuleins zurück; er sagt:

Ich habe für Excellenz noch etwas zu besorgen, die jungen Herrschaften spazieren vielleicht derweilen ein wenig voraus?

Das sagt Per; denn wenn er auch sehr gut weiß, was sich der Herrschaft gegenüber gehört, diese beiden sind doch noch so grausam jung!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Aussichten in China. Aus Schanghai. Der chinesische Hof ist nach Peking zurückgekehrt, die Gesandten sind vom Kaiser empfangen worden, und die Kaiserin-Witwe hat mit den Frauen und Kindern der verschiedenen Gesandtschaften schön gethan. Sie scheint sich dabei große Mühe gegeben zu haben, es vergessen zu machen, daß sie vor anderthalb Jahren keinen Finger gerührt hat, das Leben der Frauen und Kinder aus denselben Gesandtschaften zu retten. Was wir in China doch nicht alles erleben! Es wird wohl niemand behaupten wollen, daß die Kaiserin-Witwe am wenigsten für die völkerrechtswidrigen Vorgänge des Sommers 1900 verantwortlich war. Möchte die Bogenbewegung auch einigen hohen Mandarinen über den Kopf wachsen und sie dazu zwingen, manches zu thun, was sie selbst für verkehrt hielten: die energische alte Dame auf dem Drachenthron hat trotzdem das Heft immer in der Hand behalten, daran ist nicht zu zweifeln. Ernstlich ist ihre Schuld auch niemals bestritten worden.

Wer vor einem Jahre die letzten Vorgänge in Peking hätte voraussagen wollen, den hätte man für nicht ganz bei Sinnen erklärt. Der Aufschrei der hiesigen englischen Presse über das Geschehene ist deshalb ziemlich gerechtfertigt. Schwerlich wird man in aller Geschichte eine Parallele dazu finden, daß eine Herrscherin, die sich absichtlich außerhalb des Völkerrechts gestellt hat, so bald nachher wieder von denselben Völkern, denen sie ins Gesicht geschlagen hat, behandelt wird, als ob nichts besonders vorgefallen sei. Gleichwohl muß man die Entrüstung der Engländer

mit Vorsicht aufnehmen, denn sie ist nicht ganz so lauter, wie es auf den ersten Blick scheint. Die Kaiserin-Witwe wie der verstorbne Si Hung-tschang sind nämlich in den letzten Jahren ziemlich ins russische Fahrwasser geraten, und daraus erklärt sich zum guten Teil der englische Kummer.

Aber wenn wir nun versuchen, die Lage unbefangen und ohne politische Voreingenommenheit zu betrachten, so werden wir kaum zu einem befriedigenden Ergebnis gelangen als die Engländer. Die Gesandtschaften scheinen ihr Vorgehn vor allem mit der Annahme rechtfertigen zu wollen, die Kaiserin-Witwe habe ihren Fehler eingesehen und werde sich nun bessern. Woher wissen sie denn das? Die gebildeten chinesischen Kreise in der Hauptstadt sind jedenfalls ganz anderer Ansicht. Wenn nicht alles, was man darüber lesen und hören kann, erlogen oder falsch dargestellt ist — und das läßt sich nicht annehmen —, so hält man in diesen Kreisen die Thränen der Kaiserin-Witwe nicht für Reue-, sondern für Krokodilstränen, die hauptsächlich aus der Betrübniß über das Mißlingen ihrer Pläne stammen. Wie sollte es auch anders sein! Eine Frau von beinahe siebenzig Jahren wird doch nicht im Handumdrehen ihre Auffassung über die Stellung, die sie zu den Fremden einnehmen soll, ändern. Ihre Verteidiger sagen, sie sei schlecht beraten gewesen. Das mag schon richtig sein, aber sie ist doch von nicht geringer Willenskraft und läßt sich sonst nicht leicht beeinflussen. Wenn sie sich also von andrer und besser unterrichteter Seite hätte Rat holen wollen, so würde sie niemand daran zu hindern gewagt haben. Es muß also doch wohl so liegen, daß sie den bessern Rat verschmähte, weil ihre Neigungen sie auf die andre Seite zogen. Fürs erste hat sie freilich eine Lektion bekommen, und sie wird sich deshalb zunächst in acht nehmen. Aber es giebt keinerlei Bürgschaft dafür, daß sie nicht über kurz oder lang eine ähnliche Rolle zu spielen versucht, wie vor zwei Jahren.

Die Zukunft ist also durchaus unsicher, und dies umso mehr, als sich der Kaiser Kuangfü noch immer nicht auf eigne Füße gestellt hat. Freilich ist dies nicht ganz leicht für ihn, da er in einer recht schwierigen Lage ist. Wie nämlich neuerdings behauptet wird, ist er gar nicht rechtmäßiger Herrscher. Als sein Vorgänger Tungtschi, der Sohn der jetzigen Kaiserin-Witwe, im Jahr 1875 starb, da hätte nach altem Herkommen eigentlich ein Mitglied einer jüngern Generation auf den Thron kommen sollen. Diese Sitte hängt mit der chinesischen Ahnenverehrung zusammen, die unbedingt fordert, daß Söhne oder an Sohnesstatt angenommene Kinder vor den Ahnentafeln und an den Gräbern ihrer Eltern Opfer verrichten müssen, wenn die Seelen der Verstorbenen zur Ruhe kommen sollen. Stirbt nun ein Kaiser kinderlos, wie es bei Tungtschi der Fall war, und folgt ihm ein Mitglied einer jüngern Generation, etwa ein Nefte, so wird das als eine posthume Adoption angesehen. In einem solchen Fall kann also der neue Herrscher die Totenopfer für seinen Vorgänger ohne weiteres verrichten. Nun ist Kuangfü aber der Schwestersohn der Kaiserin-Witwe, also der Better des vorigen Kaisers. Unter diesen Umständen ist es alles mögliche, daß seine Tante seine Ernennung überhaupt durchsetzen konnte. Es ist jedenfalls ein Beweis für die große Willensstärke, die sie schon damals gehabt haben muß, und die ihr seitdem immer eigen gewesen ist. Denn der Widerstand gegen eine so unerhörte Abweichung von der Regel war am Peking Hof begreiflicherweise sehr groß. Einer der Zensoren nahm sich sogar das Leben, als es ihm nicht gelang, die unbeugsame Kaiserin-Witwe von ihrem Vorsatz abzubringen. Diese ließ sich jedoch wenigstens dazu herbei, mit den übrigen Mitgliedern des Kaiserhauses einen Vertrag aufzusetzen, der noch immer zu Recht bestehen soll, wonach ein Sohn von Kuangfü bei seiner Geburt sofort zum Kaiser und zwar zum Nachfolger von Tungtschi und nicht von Kuangfü ausgerufen werden soll. Wenn diese Angaben auf Wahrheit beruhen — und die innere Wahrscheinlichkeit spricht für ihre Richtigkeit —, so wäre danach die ganze Regierungszeit des jetzigen Kaisers nichts weiter als ein Interregnum. Natürlich hat das die Kaiserin-Witwe nicht in dem vollen Umfang beabsichtigt. Sie wollte gern den Thron für einen ihrer nächsten Verwandten bewahren, aber sie hoffte zugleich, das von ihr durchgesetzte Inter-

regnum werde nur bis zu der Zeit währen, wo Kuangsi erwachsen sei und heiraten könne. Das waren etwa anderthalb Jahrzehnte. Nun ist aber seitdem noch ein weiteres Jahrzehnt vergangen, ohne daß dem Kaiser ein Sohn geboren wäre. Diese Kinderlosigkeit ihres Neffen ist ein böser Streich, den das Schicksal der alten Dame spielt. Denn es giebt viele Chinesen, die glauben, alles Unglück, das das Reich der Mitte in der letzten Zeit betroffen habe, sei lediglich dem Umstand zuzuschreiben, daß die Seele des Kaisers Tungtschi ruhelos im Reiche der Schatten umherirren müsse, weil kein richtiger Nachfolger da sei, der ihr die nötigen Opfer bringe. Es heißt deshalb jetzt, Prinz Tschun, der jüngere Bruder von Kuangsi, solle möglichst bald heiraten, und wenn ihm dann ein Sohn geboren werde, so wolle man diesen zum Kaiser und zum Nachfolger von Tungtschi erklären.

Bei der Unsicherheit, wie sich die Dinge am Peking Hof in Zukunft gestalten mögen, ist es fortdauernd von großer Wichtigkeit, die deutschen Interessen in China fest im Auge zu behalten. Die erfreuliche Steigerung von Macht und Ansehen, die wir in den letzten Jahren hier erlangt haben, wird hoffentlich noch lange andauern. Vor allem muß es mit Genugthuung erfüllen, daß endlich die außerordentlich große wirtschaftliche Bedeutung des Yangtsethals anerkannt worden ist. Der Schreiber dieser Zeilen hat schon seit Jahren hierauf hingewiesen. Mittelschina ist der wirtschaftliche Schwerpunkt des gewaltigen Reichs und sehr viel leistungsfähiger als Nord- und Südchina zusammengenommen. Dies läßt sich aus der Statistik des Seezollamts zahlenmäßig beweisen. Deshalb mußte die frühere gänzliche Abwesenheit unsrer Flagge bei der Dampfschiffahrt auf dem Yangtsekiang für jeden guten Deutschen bedauerlich sein. Dem ist vor einiger Zeit abgeholfen worden. Vorläufig scheinen zwar die deutschen Yangtsedampfer noch mit Verlust arbeiten zu müssen. Die Engländer, besonders die Times, haben es sich nicht entgehen lassen, dies höhnisch und hämisch hervorzuheben. Als ob man bei solchen Unternehmungen sofort auf Erfolg rechnen könnte! So leistungsfähige Gesellschaften wie der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerika-Linie, die die Fahrten auf dem Yangtse gemeinsam betreiben, werden es sich schon gleich gesagt haben, daß die ersten Jahre vermutlich keinen Gewinn bringen würden. Einsichtige und unbefangene Engländer müssen auch zugeben, die deutschen Yangtsedampfer seien kein waghalsiges, sondern vielmehr ein weitaussehendes Unternehmen. Die Times weiß auch natürlich ganz gut, daß es bei zahllosen englischen Unternehmungen ähnlich gewesen ist, und gerade darum ist ihr Benehmen so häßlich und neidisch. Etwas begreiflich ist ein solcher Neid allerdings. Als der Norddeutsche Lloyd seine Fahrten nach Ostasien anfang, wollten sich erst auch keine rechten Erfolge zeigen. Und heute? Giebt es beliebtere Schiffe, als die vier Prachtdampfer der Klasse des König Albert? Wo bleiben dagegen die Dampfer der alten Peninsular and Oriental-Gesellschaft, trotz ihrer etwas größern durchschnittlichen Schnelligkeit?

Bei dem mehr und mehr wachsenden deutschen Einfluß in China wird unser hiesiger Konsulatsdienst eine immer größere Wichtigkeit erlangen, und zwar hauptsächlich darum, weil den im Reich der Mitte wirkenden Konsuln auch die Gerichtsbarkeit über ihre Staatsangehörigen zusteht. Dieser Zustand wird sich auf absehbare Zeit nicht ändern. Nun fragt es sich: Ist es erwünscht, daß die Konsuln die chinesische Sprache erlernen, oder sollen sie sich mit Dolmetschern behelfen? Das ist ein vielumstrittener Punkt. Herr von Brandt, unser früherer Gesandter in Peking, hat wiederholt die Nachahmung des englischen Beispiels befürwortet. Er sagt, die deutsche Regierung habe unter den Dolmetschern in China genügend brauchbares „Material“ für ihre Konsuln. (Weßhalb kann man nicht, nebenbei bemerkt, für das aus der Militärsprache stammende, dort an „Kanonenfutter“ erinnernde und auch auf andern Gebieten immer mehr aufkommende „Material“ in solchen Fällen lieber „Personal“ sagen?) Nun, die Sache hat ihre zwei Seiten. Die Engländer lassen ganz junge Leute als Dolmetschereleven nach Peking kommen, wo sie erst tüchtig chinesisch lernen müssen, ehe man sie an die Konsulate in den Vertragshäfen schickt. Dort haben sie dann die volle Anwartschaft, über kurz oder lang

Konsuln zu werden. Da sie auch die Gerichtsbartkeit ausüben, so müssen sie sich die unerläßlichsten juristischen Kenntnisse durch Selbststudium aneignen, so gut oder so schlecht es eben geht. Gewöhnlich suchen sie ein bißchen nachzuhelfen, wenn sie ihren ersten Urlaub in der Heimat verleben. Nach deutschen Begriffen ist es freilich auch in den besten Fällen mit der Jurisprudenz dieser Beamten nicht weit her. Aber das macht trotzdem nicht sehr viel aus, da auf den kleinern Konsulaten fast immer nur unwichtige Sachen verhandelt werden oder solche, für die es genug Präzedenzfälle giebt. Mit gesundem Menschenverstand, der dem Engländer meistens zu Gebote steht, kann man da schon weit kommen. In wichtigen Fällen kann immer eine Berufung an den obersten Richter in Schanghai, der ein ordentlicher Jurist ist, eingelegt werden.

Die den deutschen Konsulaten zugeteilten Dolmetschereleben, die meistens Philologen sind, hatten bis jetzt nur recht geringe Aussicht, es einmal zum Konsul zu bringen. Dazu waren die Anforderungen an juristischen Kenntnissen, die an sie gestellt wurden, zu hoch. Jetzt will man auch einen deutschen obersten Richter für China ernennen. Dessen Sitz sollte nach dem fast einstimmigen Wunsch der Deutschen in China wenigstens vorläufig in Schanghai sein und nicht in Tsingtau, weil in Schanghai viel leichter erfahrene kaufmännische Beisitzer zu finden sind als in Tsingtau. Ist ein solcher Richter erst angestellt, und brauchen Berufungen nicht, wie bisher, immer den weiten Weg an das Reichsgericht in Leipzig zu machen, dann wird man die Ansprüche an die juristischen Kenntnisse der Konsuln wohl einigermaßen ermäßigen können. Damit wird dann der Hauptgrund beseitigt sein, der es bisher meistens verbot, die Dolmetscher zu Konsuln aufrücken zu lassen. Hierdurch wird man ohne Zweifel viel Unzufriedenheit aus der Welt schaffen. Denn ein Vergnügen war es gewiß nicht für einen Dolmetscher, der jahrelang seine Pflicht gethan und sich eine gute Kenntnis von Land und Leuten erworben hatte, nicht selten unter viel jüngern Beamten stehen zu müssen, die mitunter nicht einmal ordentlich Englisch konnten, von Chinesisch ganz zu schweigen, bloß weil diese zu der herrschenden Kaste der Assessoren gehörten. Aber völlig werden sich die Schwierigkeiten auf diesem Gebiet wohl auf keine Weise beseitigen lassen, da sie in der Doppelnatur oder, wenn man will, in der dreifachen Natur eines hiesigen Konsuls begründet sind. Denn als Erlerner der nicht leichten chinesischen Sprache ist er am besten Philolog, als Richter muß er Jurist sein, und als Konsul erwartet man von ihm, daß er ein Mann von Welt sei, der mit den verschiedenartigsten Menschen umzugehen wissen soll. Männer, die allen diesen Anforderungen in gleich guter Weise gerecht werden, sind aber gewiß nicht leicht zu finden. Auch bei den Engländern, wo der chinesische Konsulatsdienst ungefähr so eingerichtet ist, wie es von den deutschen Dolmetschern erstrebt wird, giebt es nicht allzu viel Konsuln, die allgemein gelobt werden. Man kann hier oft genug von Engländern hören, mancher ihrer Konsuln taue besser zum Professor, weil er sich allzu tief in das Studium des Chinesischen versenkt habe. Für deutsche Konsuln in den kleinen Vertragshäfen, wo sie gewöhnlich wenig ihnen zusagenden Verkehr bekommen können, wird die Gefahr, sich ganz in ihre Bücher zu vergraben, noch größer sein als für die englischen, die überall in China weit mehr Landsleute vorfinden.

Schließlich noch ein kleiner Stoßseufzer. Soll denn die schreckliche Schreibweise „Miautschou“ wirklich beibehalten werden? Wir Deutschen sind und bleiben doch die rechten Pedanten. Erst nehmen wir einen vernünftigen Anlauf und schreiben kurzerhand „Miautschau“, was jedermann mundgerecht ist. Dann kommen aber offenbar die Gelehrten darüber her und stellen der zuständigen Behörde in Berlin vor, das sei eine ganz unwissenschaftliche Schreibart, und diese chinesische Endung werde seit langer Zeit auf guten Karten ou gedruckt. Dies verhält sich allerdings so, aber es ist doch wohl ein billiges Verlangen, den Namen einer deutschen Erwerbung, dessen Aussprache jedermann in Deutschland geläufig werden soll, mit einem deutschen und nicht mit einem englischen Doppellaut zu schreiben. Als ich vor nicht langer Zeit in der Heimat war, wurde ich immer wieder gefragt, wie man

das unglückliche Wort eigentlich aussprechen sollte. Die Leute meinten, ich müßte es doch wissen, da ich aus China käme. Du lieber Himmel, ich wußte es auch nicht.

Vom englischen Arbeiter. Der treffliche Schilderer englischer Zustände, der Schwede Gustav F. Steffen, giebt jetzt, wie an dieser Stelle vor einem Jahre gemeldet wurde, Studien zur Geschichte der englischen Lohnarbeiter mit besondrer Berücksichtigung der Veränderungen ihrer Lebenshaltungen heraus (Stuttgart, Hobbins und Büchle, 1901). Die mir vorliegenden beiden Teile des ersten Bandes, der zweite und der dritte, enthalten die im ersten Teil angekündigte Kritik der sechsbändigen *History of agriculture and prices in England* von Thorold Rogers. Steffen urteilt: „Rogers war kein großer nationalökonomischer Theoretiker und auch kein sehr feinsinniger Geschichtschreiber, als Sammler von Quellenzeugnissen verdient er jedoch alle Achtung und die gewissenhafte Aufmerksamkeit jedes Wirtschaftshistorikers, der sich auf seinem Gebiete bewegt.“ Seine Schlüsse seien oft formell anfechtbar, schienen aber trotzdem meistens zu materiell richtigen Ergebnissen zu führen; mangelhafte Kritiken ließen die Lücken seiner Forschungen viel größer erscheinen, als sie in Wirklichkeit seien. Die 88 000 Urkunden, die er benutzt habe, würden von berufenen Historikern noch einmal durchgeprüft werden müssen. Für das Kapitel „Aus der Geschichte der englischen Arbeit“ in dem Buche „Weber Kommunismus noch Kapitalismus“ habe ich nicht das Quellenwerk benutzt, sondern das zweibändige *Six Centuries of Work and Wages in England*, das die statistischen Ergebnisse zu einer zusammenhängenden Darstellung verarbeitet. Steffen findet, daß der Schwarze Tod die außerordentliche Hebung des Arbeiterstandes in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts und die Umbildung des Wirtschaftsorganismus nur beschleunigt, nicht ausschließlich verursacht habe, daß der Abstand zwischen der guten Lage der Arbeiter im vierzehnten Jahrhundert und ihrer Not im sechzehnten nicht ganz so grell sei, wie ihn Rogers darstellt, daß der Freibauernstand in England niemals so zahlreich gewesen sei, wie gewöhnlich angenommen wird, weshalb auch seine Vernichtung nicht von entscheidender Bedeutung für das englische Volksleben gewesen sein könne (wenig kommt darauf an, ob die Inhaber der seit dem sechzehnten Jahrhundert verschwindenden bäuerlichen Wirtschaften Yeomen im strengen Sinne des Wortes oder Pächter gewesen sind), und er hält die Bevölkerungszahlen, die Rogers angiebt, für zu klein. „Die Bevölkerung Englands mag 1086 (wo das *Domesday Book* vollendet wurde) 2 bis 2½ Millionen, 1348 (vor dem Schwarzen Tode) ungefähr 3½ bis 4 Millionen und 1349 (nach dem Schwarzen Tode) ungefähr 2½ Millionen betragen haben. Im Jahre 1688 betrug sie nach King etwa 5½ Millionen.“ Aber in allem wesentlichen bestätigt Steffen die Darstellung Rogers, von der ich einen Auszug gegeben habe. Dem Bemühen, den Dingen auf den Grund zu kommen, stellen sich allerdings fast unübersteigliche Hindernisse entgegen, denn, wie Steffen richtig bemerkt, die Beobachtung der lebendigen Wirklichkeit läßt sich durch nichts ersetzen, und ganze Wagenladungen von Urkunden enthalten von dem, was der Historiker hauptsächlich wissen will oder wenigstens wissen wollen soll, meistens so gut wie nichts.

Steffen sucht den Zahlen unter anderm durch die Schilderungen der Dichter Langland und Chaucer Leben einzuhauchen. Ich habe oft hervorgehoben, daß der Reichtum im Mittelalter weniger als heute geeignet war, Neid und Haß zu erregen, weil er nicht so groß war wie heute, weil er fast ausschließlich in Grundbesitz und sein Ertrag in Naturalien bestand, die von niemand als von des Herrn Knechten und Bauern, also von den Armen, aufgegessen und verbraucht werden konnten, und weil die Reichsten unter dem gänzlichen Mangel alles Komforts nicht weniger litten als die Ärmsten. Der einzige Unterschied war, meint Steffen, daß sich die Reichen einen rohen Luxus erlauben konnten, der zur Behaglichkeit wenig beitrug, und daß sie in Hungernöten die Lezten waren, die umkamen. Aber auch dieser Unterschied genügte schon, Unzufriedenheit zu erregen und aufrührerische Gesinnung zu erzeugen. Wenn der Arbeiter, sagt Langland, nicht hohen Lohn erhält, vermünscht er sein

Schicksal, das ihn zum Arbeiter bestimmt hat; er verflucht den König und seine Ratgeber, die Gesetze machen, den Arbeiter zu bedrücken. Das ganze Jahrhundert Wicliffs und der Lollarden war voller Rebellion und kommunistischer Träume. Steffen hebt hervor, daß der Massenhaß in England nie so giftig gewesen sei wie in Frankreich und Deutschland. Ein Grund davon ist bekanntlich die eigentümliche Verfassung und Rechtspflege des Inselstaats. Fürs Mittelalter kommt hinzu, daß die englischen Bauern niemals das Elend kennen lernten, worin die französischen bis zur Revolution geschmachtet haben. Was aber die (von Steffen noch nicht dargestellte) schlimmste Zeit der englischen Arbeiter betrifft, die von 1780 bis 1820, so kann man es nur aus ihrer Rohheit und Unwissenheit erklären, daß sie von fanatischem und unversöhnlichem Haß gegen alles, was einen ganzen Rode hat, freigeblieben sind.

Langland stellt in seinem Peter, dem Pflüger, der für alle säet und schwitzt, den Bauern als den einzigen nützlichen, produktiven und pflichtgetreuen Menschen hin; die Ritter, die Priester, die Juristen und die Beamten sind ihm nichts als Schmarozker. Aber als ein Tugendmuster erscheint bei ihm auch der durchschnittliche Bauer nicht. Zwischen zwei Hungersnöten hat er an allen guten Dingen Überfluß und schwelgt darin, der vergangenen Not vergessend und ohne Vorsorge für die Zukunft. Paßt ihm die Arbeit nicht, oder hat er alles verpraßt, so gesellt er sich den heulenden Bettlern und landstreichenden Gauern zu. Nur der Hunger sei imstande, dieses wilde Volk zu bändigen, und der Dichter scheint es zu bedauern, daß Gott nicht öfter diese Zuchttrute schwinde. Wenn diese Schilderung zutrifft — es fehlt bekanntlich nicht an mittelalterlichen Schilderungen des deutschen Bauernlebens, die damit übereinstimmen —, so hat das englische Volk im Mittelalter ungefähr den Charakter gehabt, den wir heute für slawisch halten, und den der Polack zeigt, wo ihn nicht der Preuße in die Kur nimmt. Das wäre ein Beweis dafür, daß die Nationalcharaktere, wenigstens bei den Völkern, in die sich die weiße Rasse gespalten hat, nichts ursprüngliches, sondern ein Produkt von wirtschaftlichen und geographischen Verhältnissen sind. Allerdings darf man, wie Steffen mahnt, solchen Schilderungen nicht unbedingt trauen, da die Schilderer fast immer parteiisch und zu ungerechten Verallgemeinerungen geneigt sind. Langland war ein verbitterter armer Teufel und haßte die Vornehmen. Männer vornehmen Standes dann haben, wenn sie die Üppigkeit der Bauern, die Genußsucht, Faulheit und Unverschämtheit der Arbeiter schilderten, noch dicker aufgetragen als Langland. Doch erlauben schon die Luxusgesetze des vierzehnten Jahrhunderts keinen Zweifel an dem Wohlstand und der Üppigkeit der Bauern, und daß der gemeine Engländer in allen Jahrhunderten so viel und so gut gegessen hat, wie es ihm seine Mittel erlaubten, darin stimmen alle Zeugen überein.

Wenn man bei Steffen wieder einmal liest, wie vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts an die Wolle, also eigentlich das Schaf, das Wirtschaftsleben und dadurch den ganzen englischen Gesellschaftskörper umgebaut hat, und daran denkt, wie im neunzehnten Ring Cotton und König Dampf von England aus dieselbe großartige Leistung für die ganze Welt vollbracht haben, so wundert man sich nicht mehr darüber, daß zwei in England lebende Deutsche den Versuch unternommen haben, aus den Arbeitsformen und Arbeiterverhältnissen den Verlauf der Weltgeschichte zu erklären; hätte es niemand versucht, so wäre das weit verwunderlicher. Bei der Einheitlichkeit des englischen Volkslebens mußte es sehr bald dahin kommen, daß der Staat nur noch als die Organisation der Produktionsleiter erschien. Ein Stück aus Steffens Bericht darüber lasse ich abgekürzt folgen. „Der auswärtige Handel Englands war während des ganzen sechzehnten Jahrhunderts ein unzerreißbares Bindeglied zwischen Landwirtschaft und Industrie, die Landwirtschaft wurde durch ihn veranlaßt, sich den Bedürfnissen der Industrie anzupassen, und brachte es zur Blüte einer Unternehmerschaft, die mit dem Typus des weitblickenden Kaufmanns vieles gemein hatte. Der wagende, organisierende, spekulierende, möglichst im großen arbeitende Unternehmer im Stile der damaligen Überseehaufleute Englands

(the merchants adventurers) wurde unter den gegebenen Verhältnissen die einzige Art von landwirtschaftlichem und gewerblichem Betriebsleiter, der eine Zukunft hatte. Es entstand also in England nach der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts eine Klasse großer, mittelbar oder unmittelbar für die Weltwirtschaft arbeitender Unternehmer, sowohl in der Landwirtschaft und im Gewerbe als im Binnen- und Ausfuhrhandel. Diese Unternehmer hatten in der Hauptsache gemeinsame Interessen und ähnlichen wirtschaftlichen Charakter. Sie hatten unter den eignen Landsleuten keine ernstlichen Mitbewerber um die wirtschaftliche Macht, denn die wirtschaftlich mächtigsten Stände des Mittelalters, der Feudaladel und die Geistlichkeit, waren oder wurden zu Grunde gerichtet. Der Kampf der englischen Überseehändler um die Seeherrschaft fand in der Politik der Regenten und des Parlaments [das ja weiter nichts war als ein Unternehmerratschuss] die kräftigste Unterstützung. Dieses Zusammenwirken der Gesetzgebung und der führenden Interessenrepräsentanten ist schon am Ende des vierzehnten Jahrhunderts bemerkbar. Die englische Staatsmacht hört von da ab nicht auf zu ermitteln, wie sie die wichtigsten Erwerbszweige in ihrem Bestreben, Geld vom Ausländer zu verdienen, unterstützen, und wie sie möglichst viel von diesem verdienten Gelde sich selber zuführen könne. Die Maßregeln wechseln, die Grundidee bleibt unverändert.“ Und auch dem Arbeiterstande gegenüber sind Regierung und Unternehmertum ein Herz und eine Seele, wie Steffen in Übereinstimmung mit Rogers nachweist: nach einer Periode der Freiheit lebt die Hörigkeit wieder auf in der Form, daß die Arbeiter Hörige des Staates sind, der sie zwingt, für die Unternehmer unter den von diesen beliebten Bedingungen zu arbeiten. Daß ohne Zwang die Umbildung des mittelalterlichen Englands in das moderne und ohne diese Umbildung die Ernährung der heutigen Bevölkerung Englands nicht möglich wäre, das liegt auf der Hand. Ob aber jeder Grad und jede Form des angewandten Zwanges durch die Notwendigkeit zu rechtfertigen und ob die ganze moderne Entwicklung Englands als ein Glück zu preisen ist, das sind zwei andre Fragen. — Aus Anlaß dieses Referats schlage ich im Handwörterbuch für Staatswissenschaften den Artikel Rogers nach und finde darin folgenden Satz: „Er verwirft alles, was gegen die Herrschaft der freien Konkurrenz ankämpft, insbesondere Arbeiterkorporationen und Trades Unions und feiert den kapitalistischen Wettstreit, Gewinne zu verfolgen und zu regulieren als Haupthebel der öffentlichen Wohlfahrt.“ Von den theoretischen Arbeiten des englischen Nationalökonom und Historikers kenne ich nichts als seine Anmerkungen zu Adam Smith. Aber nach dem, was ich S. 81 bis 83 meines oben genannten Buches aus ihm angeführt habe, kann er unmöglich die Gewerksvereine bekämpft haben; der Verfasser des Artikels muß Rogers gründlich mißverstanden haben. Freihändler und Fürsprecher der wirklich freien Konkurrenz ist dieser allerdings gewesen.

Die Grenzboten haben nicht Raum für die Besprechung aller der Schriften, die sie mir schicken. Die bedeutendsten von denen, die zurückstehn müssen, sollen wenigstens bei Gelegenheit genannt werden. Hier reihe ich folgende an: Beiträge zur Geschichte der Bevölkerung in Deutschland seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von Friedrich Julius Raumann. Band VI: Dr. Thissen: Beiträge zur Geschichte des Handwerks in Preußen. — Entwürfe eines Reichsgesetzes, betreffend die Sicherung der Bauforderungen, nebst Begründung und einer Übersicht der Äußerungen, die zu dem im Jahre 1897 veröffentlichten Gesetzentwurf ergangen sind. Amtliche Ausgabe. Berlin, R. von Decker'sche Hofbuchhandlung, 1901. — Zwang und Freiheit, ein Generalfaktor im Völkerleben, von Dr. Karl Rindermann, Professor an der Universität Heidelberg. Jena, Gustav Fischer, 1901. — Minimallohn und Arbeiterbeamtentum von Dr. Ernst Riem. Jena, Gustav Fischer, 1902. — Die Arbeitergesetzgebung in den europäischen Ländern von Dr. J. G. van Zanten, wissenschaftlichem Hilfsarbeiter beim städtischen statistischen Bureau und Sekretär der Arbeitskammer für die Baubetriebe in Amsterdam. Jena, Gustav Fischer, 1902. — Landwirtschaftliche Reinertragberechnungen bei Klein-, Mittel- und Großbetrieb, dargelegt an typischen Beispielen Mittelhütingens von

Dr. Leo Guschke. Jena, Gustav Fischer, 1902. — Bulletin des internationalen Arbeitsamts. Jena, Gustav Fischer, 1902. — Sozialpolitische Essays von N. N. Tissaieff. Stuttgart, J. G. W. Dietz Nachf., 1902. — Deutschland am Scheidewege. Betrachtungen über die gegenwärtige volkswirtschaftliche Verfassung und die zukünftige Handelspolitik Deutschlands von Professor Ludwig Pöhl, Dozenten an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu Frankfurt a. M. Leipzig, W. G. Teubner, 1902. Dieses Buch will ich doch flüchtig charakterisieren durch das Roscher entnommene Motto: „Der Ackerbau ist bei jedem kultivierten Volke die Grundlage der übrigen Wirtschaft“ und durch ein paar Sätze aus dem Vorwort. „Ich bin durchaus kein Anhänger der »Theorie von den drei Weltreichen.« Ich glaube absolut nicht, daß die künftige Entwicklung von der Tendenz zur Abschließung der einzelnen Volkswirtschaften gegeneinander beherrscht sein, und daß jedes größere Wirtschaftsgebiet zukünftig sich wirtschaftlich möglichst selbst zu genügen suchen wird. Vielmehr bin auch ich der Meinung, daß die Verflechtung der einzelnen Nationen in die Weltwirtschaft im Laufe der Zeit immer inniger werden und die internationale Arbeitsteilung demgemäß beständig zunehmen wird. Allein ich bin zugleich der Ansicht, daß der jetzt eine so wichtige Rolle spielende internationale Warenaustausch nach der Formel »Fabrikate gegen Bodenprodukte« später bis auf geringe Reste wieder verschwinden und einem Zustande Platz machen wird, bei dem dauernd nur Bodenprodukte gegen Bodenprodukte und Fabrikate gegen Fabrikate getauscht werden, weil nur bei dieser Art der internationalen Arbeitsteilung es vermieden wird, daß ein Staat auf Kosten eines andern einen Bevölkerungszuwachs erhält. Also beständige Zunahme der internationalen Warenbewegung, aber Aufhören des eigentlichen Exportindustriesystems, das durch den Tausch von Industrieprodukten gegen Nahrungsmittel und Rohstoffe charakterisiert ist.“ J.

Die Ausgrabungen bei Haltern und das Kastell Aliso. Der Aufsatz von Professor Dr. F. Knoke in Heft 21 der Grenzboten, der sich mit diesem Thema beschäftigt und insbesondere gegen Veröffentlichungen des Direktors des Restnermuseums in Hannover, F. Schuchardt, polemisiert, hatte einen Freund Schuchardts, Herrn Professor Dr. F. Rœpp in Münster, veranlaßt, den Grenzboten eine Entgegnung zuzusenden, die für Schuchardt eintrat und Knoke ihrerseits angriff. Die Aufnahme dieser Gegenkritik wurde aus zwei Gründen abgelehnt, einmal, weil es uns nicht recht erschien, jemand, dem wir Raum gegeben hatten, in den Grenzboten selbst anzugreifen zu lassen, dann aber auch, weil uns die Grenzboten nicht die richtige Stelle zum Austrag der in Betracht kommenden Streitfragen zu sein schienen. Schon Knokes Aufsatz wäre besser in einem Fachblatt erschienen. Herr Professor Rœpp erhielt seinen Aufsatz zurück mit dem Anheingeben, ihn an anderer Stelle zu veröffentlichen, doch wurde ihm die Bereitwilligkeit erklärt, sachliche Berichtigungen in kürzerer Fassung aufzunehmen. Die darauf von ihm eingesandte Berichtigung war zwar kürzer, aber nicht weniger scharf, sodaß mir auch ihr Abdruck nicht möglich erschien, und auf meine Bitte, die Sache ruhen zu lassen, hat Herr Professor Rœpp denn auch auf die Erfüllung der ihm gegebenen Zusage verzichtet. Inzwischen war aber sein Aufsatz in der Westfälischen Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde Band LX (1902) Seite 1 bis 12 abgedruckt worden, und in einer Einleitung dazu war redaktionell gesagt worden, die Grenzboten hätten einige tatsächliche Berichtigungen angenommen, „die ihren Lesern wenigstens zur Warnung dienen“ könnten. Da solche nun tatsächlich nicht in den Grenzboten erschienen sind, sehe ich mich im Interesse Professor Rœpps zur Verhütung von Mißdeutungen veranlaßt, diese Mitteilungen zu machen. Wer sich von unsern Lesern für die Sache selbst interessiert, in der die Redaktion der Grenzboten selbstverständlich kein eignes Urteil hat, wird also die Gegenkritik in der genannten Zeitschrift finden. J. G.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig